

Neue Schweizer Bücher

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 50

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wo si di underi Schtadt ver-
lah hei, nimmt Chrifchte-n-obe-n-am
Murrifchtalbe si Muugyge, en ächti
Küttlinger, die-n-er hüt im Zyt-
gloggelädeli bim Cigare-Murer foust
het, vüre u fat a Schpieler: „Sa-n-i
mis Schäkeli scho lang nit meh
gseh“ und „Im Aergöi si zwöi
Liebi“, darf natürlich o nit fähle,
so daß Bäbi fei im Glüd schwümmt.

Es geit untereinisch es sur's
Lüftli; Bäbi fat es a z'schudere, rüdt
geng näher zu Chrifchte zue u chü-
schelet ihm jiz i d's Ohr: „Gäu
Chrifchte, mir hei hüt gwünnt e feine
Tag verläbt, aber es gfaut mer haut
doch niene besser, aus da bi dir;
i wett önu um viu nit tuusche mit
e re Vorschtellung vom Agoschtou, u
we-n-er no grad einisch so schön zou-
bere chönnt!“

Das wohl, das hett's du
Chrifchte chönne. „Mebe grad e so,
Bäbi, ganz hverschänge!“ är nimmt's
du a-n-es Aerseli u git ihm es tolls
Müntschä, daß bigosch d'r Schümu
a fat d'Ohre schpike.

Es bligt eis Schtärnli nach em
andere-n-uf am Himmelsdom u di
Beide vernähme blos no das melo-
dische Ruusche vo d'r Schweli u d'r
wyt Märktärm us d'r Houptstchtadt.

* * *

No öppis vom Ziebelemerit.

No bis zur gägewärtige Zyt wird d'r Ziebelemerit,
dä glichzittig mit em Chachelmerit i d'r Herbstmäz zäme-
fallt, zu Ehre vo däm glunde, unetbehrliche Gwächs, ganz
schpeziell vo d'r schtadtbarische Bevölkerung hoch gshret.

Scho sit alte Zyte mues d'r Ziebelemerit i hiesiger
Schtadt e wichtigi Rolle gschpielt ha, vo wäge er wird
scho vom Jahr 1500 ewägg urkundlich erwähnt. Dazumal
het aber dä Merit no nit so gwaltigi Dimäseone-n-agnoh,
wie hützutags; es isch nachgwiese, daß vor e paar hundert
Johre vom Zytglogge bis z'oberächt a d'Mehgergag si
Ziebele feil bote worde, dahär no jiz d'r Name „Ziebelegerit“.

D'r Ziebelemerit duuret bekanntlech nume-n-ei Tag o
zwar am letschte Mändig vom Wintermonet, als am Er-
öffnungstag vo d'r Herbstmäz, wo vom Morge bis i
schpäte-n-Ab-e läbbhafte Handel tribe wird mit Ziebele,
Chnoblech, rot Rättech, Meerrättech, Sellerie, Louch, rot
Rüebli, Arcefäsi, Röselichöhti, Aerbz, Böhnl, u Rus u Cheschtele.

Wär nid z'Wärn ufgewachse-n-isch u di schtettliche Ver-
hältnis nid kennt, tuet d'Duge nid übel uf, we-n-er d's
erscht Mal so ne Ziebelemerit gseht. So öppis cha me halt
nume z'Wärn gseh, fettigi Hüufe u Bärge vo Ziebele, di
scho sit alte Zyte a däm Tag vo z'oberächt d'r Schpittel-
gag bis wyt i di underi Schtadt abe und i de letschte Jahre
no i d'r undere Schtadt und uf em Weisshusplatz feil
bote wärde. (Ende.)

Neue Schweizer Bücher.

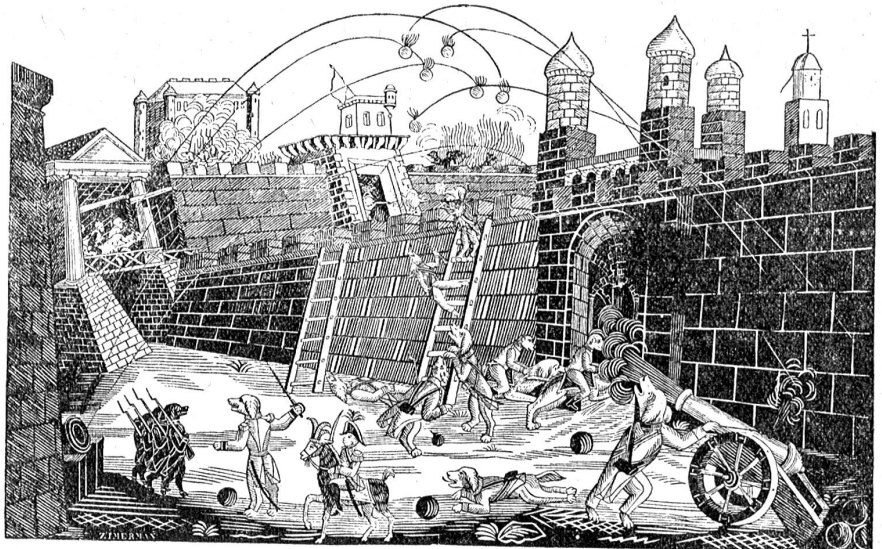
V.

Alfred Fankhauser, Vorfrühling. Roman. —
Grethlein & Cie., Zürich-Leipzig.

Es liegt hier eine eigentümliche literarische Erscheinung
vor uns: Ein Buch voller Gegensätze. Neben Stellen von
dichterischer Kraft, wie man sie selten begegnet, liegen matte
und wirkungslose, die der Denker aber nicht der Dichter

Großes Mailänder Hunde- und Affentheater.

Waisenhausplatz in Bern. Erste Bude.



Reproduktion eines Plakates von der Berner Messe aus dem Jahr 1849.

schrieb. Neben Stellen von packender Anschaulichkeit solche
von einer ausgetüftelten Spekulation; neben Partien mit
einer fließenden, spannenden Handlung solche mit langen, mo-
notonen Selbstanalysen. Auch stofflich betrachtet hinterläßt
das Buch die widersprechendsten Eindrücke. Es nennt sich
Roman; die Einheit der acht Teile, in die das Ganze zer-
fällt, ist durch die konsequent und künstlerisch einwandfrei
durchgeführte Ichform festgehalten. Gewiß, aber die Ein-
heitsbehandlung fehlt; die acht Kapitel sind acht selbständige
Erzählungen mit eigenen in sich abgeschlossenen Handlungen;
ein epischer Zusammenhang besteht nicht unter ihnen; ein
Roman im herkömmlichen Sinne ist „Vorfrühling“ keines-
falls. Widersprechend sind die Eindrücke, die der Held des
Buches auslöst. Es ist diesmal der Knabe und Heranwächs-
ling Peter Bucher. In seinem ersten, nunmehr vom Dichter
zurückgezogenen Roman, war Peter Buchers Lebensentwic-
kung bis zum tragischen Ausgang durchgeführt. „Vorfrüh-
ling“ will das Werden eines Charakters in den der Reife
vorangehenden Entwicklungsjahren schildern. Das heißt, ein
Werden ist just nicht geschildert: Peter Bucher bleibt sich
durch das ganze Buch hindurch der gleiche leidenschaftliche,
verträumte, unstete, ichgequälte Junge, der anscheinend trotz
seiner hohen geistigen Befähigung kein Ziel in sich trägt. Es
genügt dem Dichter, diesen Bubencharakter in seiner starren
In sich geschlossenheit zu zeichnen und die Konflikte und
Glückselemente anzudeuten, die sich für diesen Charakter aus
seinem Zusammentreffen mit ähnlichen oder unähnlichen Men-
schen oder mit der Natur ergeben. Es ist schade um das Buch,
daß der Ichheld diese Entwicklung zu einer höheren Wesen-
heit nicht durchmacht. Es bleibt dadurch die Kunst des Dich-
ters im Können stecken; und dieses Können ist ichgebunden
und ichsüchtig und wirkt darum nicht erhebend und befreiend.
Das ist negative und unfruchtbare Kunst.

Schade um das eminente Können Alfred Fankhausers!
Da beschreibt er ein Bubenerlebnis mit Hummeln, das eine
geradezu großartige Darstellungskunst verrät. Wir sehen den
Peter auf der Jagd nach einer besonders interessanten, aber

seltenen Hummelart; bereits hat er daheim eine Sammlung von 36 Hummelvölkern — nach Bubenart hat er sie nächstlich samt ihrem Nest in ein Kästchen geborgen und in seinen Hummelstand eingeordnet. Mit einer wilden Jagdleidenschaft, die sich schier zur tragischen Selbstaufgabe steigert, lauert Peter auf die gelbe Königin. Hier war der Dichter auf dem Wege, eine wirkungsvolle Grotteske zu schreiben. Daß er auf halbem Wege stehen blieb — er durfte ihn nicht zu Ende gehen des Rahmens wegen — beraubt seine beste Erzählung der reinen künstlerischen Wirkung. In diesem Zusammenhang ist sie zu phantastisch und grotesk; es fehlt das objektive Lächeln über die Bubenleidenschaft, es fehlt der künstlerische Schluß, der irgendwie das Hummelerlebnis hätte für den Charakter des Knaben fruchtbar machen sollen. Es fehlt auch den andern hier dargestellten Knabenerlebnissen die erlösende oder die Romanhandlung vertiefende Abrundung, während andererseits die Höhenpunkte bis ins Groteske gesteigert sind: so in „Sebulon“, der Erzählung vom riesenstarken, haßverbissenen Verdingbuben, so in „Die beiden Fremden“, wo der Geißelhieb unglaublich und der Schluß schwach wirken.

Alfred Fankhauser gehört unstreitig zu den geistvollsten und intelligentesten der heutigen schweizerischen Schriftsteller. Aber er scheint nicht die Kraft zu besitzen, sich von einer Subjektivität zu befreien, die ihn immer und immer wieder die Ziele der reinen hohen Kunst aus den Augen verlieren läßt, nämlich: Ideale zu pflanzen, innere Schönheiten aufzuzeigen und erstrebenswert zu machen.

Josef Reinhart, 's Mueterguet. Geschichten us myner Heimet: D' Mueter, Dr Heiwäg, 's Mueterguet, 's Fluechbethli und sy Buech. — Aus der Sammlung „Stab-Bücherei“, Verlag von F. Reinhardt, Basel. 135 S. Fr. 3.—.

Es kam mir kürzlich im Grobstratsaal, wo Josef Reinhart aus seinem neuesten Büchlein vorlas, wieder neu zum Bewußtsein, aus welchem reichen und tiefen Born der Poesie dieser Dichter schöpft. Er las die Erzählung „'s Fluechbethli“ vor, in der das Eheproblem, von einer interessanten Seite her betrachtet, zur Darstellung kommt. So modern die Fragestellung anmutet: Soll ein Mensch, der nicht die Kraft zur Treue in sich fühlt, die Ehe schließen? — so apodiktisch streng, der Forderung des Sittengeiekes entsprechend, lautet die Antwort: er soll es nicht tun. Die Frauen — die mütterlichen Frauen — sind die Wächter und Schützer dieses Sittengesetzes. Bei Reinhart bekommen sie immer Recht, diese mütterlichen Frauen. Und zwar deshalb, weil sie die wahre und große Liebe in sich tragen, der sich auch der eigenwilligste Mann beugen muß. Beugen muß aus Achtung und Ueberzeugung, denn es ist diese Liebe das einzige Band, das unsere zerrissene und zerfahrene Welt noch zusammen hält.

Das Urbild dieser Liebe, wie sie Josef Reinhart in den Mittelpunkt seiner Dichtervelt stellt, ist die Mutter — die eigene Mutter. Hat je ein Dichter seine Mutter so hoch gehalten, so bis ins kleinste hinein gekannt, so lebendig in der Seele getragen? Wir wüßten kein Beispiel in der Literatur. Reinhart wird nicht müde, ihr Lob zu singen; in allen seinen vielen Kindergeschichten steht sie im Zentrum des Fühlens. Und immer ist sie die Verkörperung des Wohlmeinens, der Dankbarkeit gegen Gott, der Versöhnlichkeit — mit einem Wort: der Liebe. Und nun faßt er all das Schöne, das er seiner Mutter schon nachgerühmt hat — nie sentimental oder prahlerisch, nein, immer wahr und tiefempfunden gestaltet — zusammen in einem Lebens- und Charakterbild: D' Mueter. „Es Andänke“ bekennet er schlicht; es ist mehr: eine Apotheose voll innigster Empfindung, mit pochendem Herzen geschrieben, mit leuchtenden Porten Augen erschaut. — Wir versagen uns die Beweisführung und die Zitate. Für die, die Reinharts Tiefe und Kraft kennen, ist sie nicht von nöten. Den andern rufen wir zu: Greift zu diesem herzigen Büchlein und lernt ihn kennen! Münscht Euch das Bändchen unter den Weihnachtsbaum, es geht ein Liebessegen von ihm aus, der Euch erhebt und beglückt!

H. B.

Julie Bondelis Hoffstaat*).

* Aus „Novae Deliciae Urbis Bernae“ oder das goldene Zeitalter Berns v. Sigmund Wagner. („Neues Berner Taschenbuch“ 1916. Herg. Prof. Zeller.) Orthographie des Originals beibehalten. Man vergleiche die Besprechung des Bist Hailer Vortrages im zweiten Blatt.

Den Winter brachte Julie Bondeli meistens mit kurzen Ausnahmen, die sie für Besuche bei ihren Verwandten oder Freundinnen in Neuchâtel machte, in Bern zu, wo sie von den ausgezeichnetesten ältern und jüngern Damen der ersten Cotterien gesucht, besucht und täglich eingeladen wurde. Doch gehörte sie vorzüglich zu einer engern geschlossenen Societät von ungefähr ein Duzend Damen und Herren, wo nur die gebildetsten Herren von Bern als Mitglieder aufgenommen wurden. In dieser engern Societät wurden die Abende auf die unterhaltendste und mannigfaltigste oder verschiedenartigste Weise zugebracht. Bald war es die Lectur vorzüglich der neuesten kleinen Werke Voltaires oder des Königs von Preußen oder Montesquieus und Helvetius, Crebillons oder des einen oder andern Rousseaus die einen Theil der soirée ausführte, alldieweil Musik den andern beschloß. Andere male wurden kleine Proverben oft von der Gesellschaft selbst improvisirt gespielt oder einzelne Szenen aus Molière von einigen aufgeführt, alldieweil die andern die Zuschauer machten. Nicht selten ward Musik gemacht, von einem geschickten Klavier- oder Flötenspieler aus der Gesellschaft und von den andern dazu getanzt, selbst gesellschaftliche Witze oder Pänder: selbst Baurien, Plumpfuß und dergleichen wurden nicht verachtet, auch Karten, Schach, Brett, Damen und andere dergleichen jugendliche Spiele waren nicht verboten. In guter Gesellschaft bleibt alles schicklich, Güte und geistreiche Unterhaltung waren jedoch immer das Fundament und der Grundton von allem. Auch das Theater, denn damals kam von Zeit zu Zeit im Winter die sehr gute Afermannsche Schauspielergesellschaft nach Bern, gewährte dieser Societät manchen genüßreichen Abend. Hatte einer der Herren oder eine der Damen selbst den Versuch eines Gedichtes oder irgend einer andern schriftstellerischen Arbeit gemacht, so ward dieselbe vom Verfasser dem freundschaftlichen Aereopagus vorgelesen mit der aufrichtigsten Bitte den Versuch so streng zu beurtheilen, wie wenn ein Advokat eine Arbeit von Ferron oder Pampignac vorlesen hörte.

Alles dieses, wovon alle übrigen mehr oder minder gebildeten Cotterien immer sogleich Nachricht erhielten, und nachzuzahlen trachteten, belebte und erheiterte in kurzem alle Gesellschaften der Stadt und alle bedeutenden Fremden, die durch Bern reisten, suchten Zutritt in diese Societät zu erhalten und besonders der Seele derselben vorgestellt zu werden. Diese allgemeine Verehrung der jungen bernischen Aspasia brachte ihre Gesellschaft eines Tages auf den Gedanken, ihr zu Ehren aber ganz ohne ihr Wissen die alte Sitte der galanten provenzalischen Cour d'amour in Bern wieder einzuführen. Inzugesheim wurde ihr also aus den Gliedern der Societät ein Hoffstaat gebildet und sie zur Königin ernannt. Einer der Herren ward zu ihrem Premier Minister, ein anderer zu ihrem Hofmarschall, ein dritter zum Staatskanzler, ein jüngerer zum Geheimschreiber und zum Introduceur des Strangers, eine Dame zur Hofdame und so weiter ernannt und Diplome für alle diese Aemter ausgefertigt.

Als ihr eines Abends in gesessner vollständiger Societät, von zwei eigens hiezu erwählten Deputirten, dem ältesten und jüngsten von der Gesellschaft und zwei Damen ebenso, das zierlich in goldner Schrift expedirte Instrument ihrer Erwählung zur Königin und die übrigen Diplome zu den Aemtern ihres Hoffstaats zur Besiegung vorgelegt wurden; so nahm sie die Sache obgleich dazu ganz unvorbereitet auf die geistreichste und unternehmendste Art als einen freundlichen und wohlbedachten Scherz, portirte sich dazu auf die gefälligste Art, befahl sogleich ihrem Kanzler jedem Amt einen schönen Titel einer herrschaftlichen Besetzung und ein anständiges reichliches Einkommen beizusetzen und theilte dann selbst alle Diplome mit einer komischen und doch äußerst graziosen Feierlichkeit unter sämtliche ihrer Hofbeamten aus, derselben Handlung mit den feinsten Komplimenten an jeden annehmend. Wie war aber eine Regierung sanfter und doch besorgter als die ihrige, auf eine so volkstümliche Art eingesetzt.